

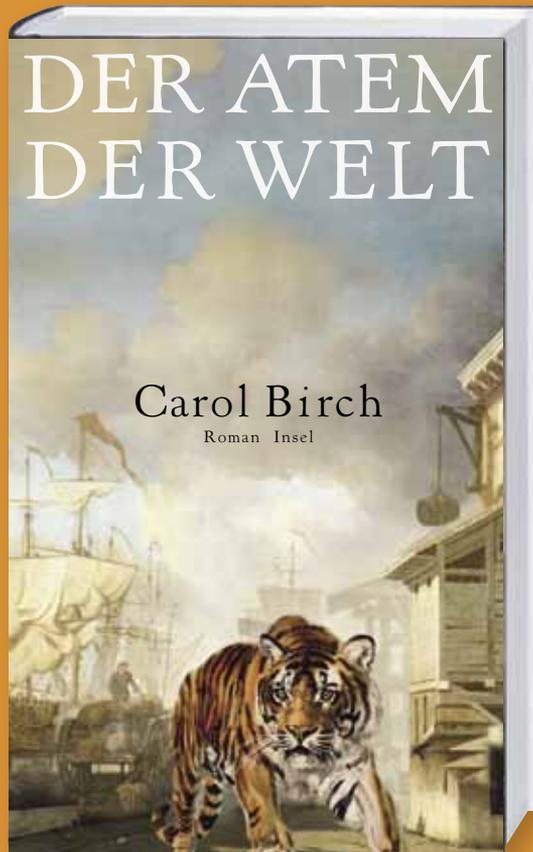
DER ATEM DER WELT

Carol Birch

Roman Insel

Leseprobe





Carol Birch Der Atem der Welt
Aus dem Englischen von Christel Dormagen
Etwa 320 Seiten
ca. € 19,95 (D)/€ 20,60 (A)/Fr. 28.50
(978-3-458-17544-5) September 2012

Auch als eBook erhältlich

CAROL BIRCH DER ATEM DER WELT

Aus dem Englischen von Christel Dormagen

LESEPROBE

Kapitel eins

Ich wurde zweimal geboren. Das erste Mal in einem Zimmer aus Holz, das über das schwarze Wasser der Themse ragte; das zweite Mal acht Jahre später auf dem Highway, als der Tiger mich in sein Maul nahm und eigentlich alles erst richtig begann.

Du musst nur *Bermondsey* sagen, und jeder rümpft die Nase. Trotzdem war es mein erstes Zuhause vor all den anderen, die noch folgten. Der Fluss plätscherte unter uns, während wir schliefen. Von unserer Haustür aus sah man über eine hölzerne Galerie auf den Kanal, wo dunkles Wasser als seltsam düstere graue Blase hochblubberte. Wenn man durch die Ritzen nach unten guckte, konnte man alles mögliche Zeug in der Brühe treiben sehen. Dicker grüner Schleim kroch an den morschen Holzpfehlern hoch und schillerte, wenn das modrige Wasser dagegen schwappte.

Ich erinnere mich an die holprigen Gassen mit ihren Kurven und Windungen, an verrottete Pferdeäpfel auf der Straße, an die Köttel der Schafe aus den Marschen, die jeden Tag an unserem Haus vorbeizogen, und an das Vieh, das im Schlachthof sein unerträgliches Leid hinausbrüllte. Ich erinnere mich

an die dunklen Ziegel der Gerberei und an schwarzen Regen. Die schrundigen roten Ziegel der Wände waren völlig verrußt. Wenn man sie berührte, glänzten die Fingerspitzen ganz schwarz. Unter der hölzernen Brücke lauerte ein strenger Geruch, der einem den Atem nahm, wenn man sie morgens auf dem Weg zur Arbeit passierte.

Über dem Fluss hingegen war die Luft regenschwer und voller Geräusche. Und manchmal wehte der Lärm der Matrosen über das glitzernde Wasser – Stimmen, für mich so wild und dunkel wie die Elemente –, Klänge von überall her, fremde Zungen, die flüsterten und schrien, Melodien, die zahllose enge Treppen hinauf und hinunter zu eilen schienen und mir das Gefühl gaben, ich wäre selbst an jenen fernen, sonnenverbrannten fremden Orten.

Vom Ufer aus gesehen war der Fluss großartig; widerlich war er jedoch, wenn man mit nackten Füßen die dünnen roten Würmer berührte, die in seinem klebrigen Schlamm hausten. Ich erinnere mich, wie sie sich zwischen den Zehen hindurchschlängelten.

Aber sehen Sie sich erst *uns* an!

Auch wir krochen wie die Maden in den neuen Abwasserkanälen herum, dünne graue Jungs und dünne graue Mädchen, grau wie der Schlick, durch den wir wateten; platschten durch die dunklen Tunnel mit ihren runden Öffnungen, wo es bestialisch stank. Die Wände waren mit schwarzer Scheiße verkrustet. Wenn wir im Modder nach Münzen fischten, in der Hoffnung, uns die Taschen zu füllen, banden wir uns Taschentücher über Mund und Nase, und unsere Augen brannten und trännten. Manchmal übergaben wir uns. Das war so normal wie niesen oder rülpsen. Und wenn wir dann blinzeln das Flussufer erreichten, offenbarte sich uns vollendete Schönheit: ein

wahres Wunder, ein hoher, edler Dreimaster, der Tee aus Indien brachte und sich schnell dem Pool of London näherte, der Hafenanlage, wo hundert Schiffe – als wären es reinrassige Pferde, die gefüttert, gestriegelt, aufgezümt, beschwichtigt und beruhigt wurden – vor Anker lagen, um sich auf die nächste große Bezwingung der Meere vorzubereiten.

Doch unsere Taschen wurden nie voll. Ich erinnere mich an das nagende Gefühl im Bauch, das Würgen des Hungers. An das, was mein Körper machte, wenn ich nachts im Bett lag.

All das liegt sehr lange zurück. Damals hätte man meine Mutter noch leicht für ein Kind halten können. Sie war ein kleines, zähes Ding mit muskulösen Schultern und Armen, ging mit weit ausholenden Schritten und schwang die Arme aus den Schultern heraus. Sie war schon komisch, meine Mama. Wir schliefen gemeinsam in einem Ausziehbett. Oft sangen wir uns zusammen in den Schlaf in jenem Zimmer über dem Fluss – eine sehr hübsche, heisere Stimme hatte sie –, aber manchmal kam ein Mann, und dann musste ich zu den Nachbarn und auf einem Zipfel des großen, klumpigen alten Federbetts schlafen, während die nackten Füßchen sehr kleiner Kinder die Zudecken rechts und links neben meinem Kopf wegschoben und die Flöhe sich an mir satt sogen.

Der Mann, der meine Mutter besuchte, war ein dünner, langer Lulatsch mit wilden Augen, schiefen Zähnen in einem schlaffen, weichen Mund und gelenkigen Füßen, die, wenn er saß, ständig irgendwelche Rhythmen klopften. Er wird wohl einen Namen gehabt haben, aber den wusste ich nicht, oder, falls doch, dann habe ich ihn vergessen. Egal. Ich hatte nie etwas mit ihm zu tun und er auch nicht mit mir.

Eines Tages, als sie summend über ihrer Näharbeit saß – einer Seemannshose, die im Schritt gerissen war –, kam er herein, stieß sie auf den Fußboden, fing an, sie zu treten, und schimpfte sie eine dreckige Hure. Ich bekam Angst, so große Angst wie, glaube ich, noch nie in meinem Leben. Sie rollte sich weg, knallte mit dem Kopf gegen das Tischbein, kam wieder auf die Beine und brüllte wie am Spieß, er sei ein Scheißkerl, ein Windhund und sie sei fertig mit ihm, und dabei wedelte sie mit ihren kurzen, kräftigen Armen und ballte beide Fäuste, bereit zu schlagen.

»Lügnerin!«, brüllte er.

Ich hatte gar nicht gewusst, dass er solch eine Stimme besaß. Als wäre er doppelt so breit.

»Lügnerin!«

»Du nennst *mich* eine Lügnerin!«, kreischte sie und packte ihn an beiden Ohren und riss seinen Kopf hin und her, als würde sie ein altes Kissen aufschütteln. Als sie ihn losließ, schwankte er. Sie rannte nach draußen und schrie wie am Spieß, und alle Nachbarinnen kamen mit gerafften Röcken herbeigerannt, einige mit Messern, andere mit Stöcken oder Töpfen und eine mit einem Kerzenhalter. Er warf sich zwischen sie, zückte ebenfalls ein Messer, einen barbarischen Dolch, den er hoch über die Schulter schwang, beschimpfte sie alle als Huren und scheuchte sie auseinander, während er zur Brücke rannte.

»Ich krieg dich, du Miststück!«, schrie er im Weglaufen, »ich krieg dich, und ich mach dich fertig!«

In jener Nacht flohen wir. Jedenfalls habe ich das so in Erinnerung. Wahrscheinlich war es nicht in jener Nacht, wahrscheinlich war es ein paar Tage oder eine Woche später, aber nach

dem Vorfall kann ich mich an nichts mehr in Bermondsey erinnern, nur daran, wie hell der Mond auf den Fluss schien, als ich meiner Mutter barfuß über die London Bridge folgte, meiner zweiten Geburt entgegen. Da war ich acht Jahre alt.

Ich weiß, dass wir irgendwann in die Gegend von Ratcliffe Highway kamen, und dort begegnete ich dem Tiger. Alles, was danach folgte, hatte hier seinen Ursprung. Ich glaube an Schicksal. Ans Würfeln, ans Auslosen. So war es schon immer. Schließlich landeten wir in der Watney Street. Wir wohnten oben unterm Dach in Mrs Regans Haus. Eine lange Treppe führte hoch zur Haustür. Rund um den ebenerdigen Bereich umschloss ein Gitter einen sehr düsteren Ort, wo Männer sich nachts versammelten, Karten spielten und scharfe Getränke kippten. Mrs Regan, eine große, abgearbeitete Frau mit einem bleichen, verschreckten Gesicht, wohnte unter uns, zusammen mit ständig wechselnden Untermietern, meist Matrosen und Schwarzhändlern. Im ersten Stock wohnte Mr Reuben, ein alter Schwarzer mit weißem Haar und einem buschigen gelben Schnauzbart. Mitten in unserem Zimmer hing ein Vorhang, und dahinter schnarchten sich zwei alte preußische Huren, die Mari-Lou und Silky hießen, leise durch den Tag. Unser Teil des Zimmers hatte ein Fenster, das auf die Straße ging. Morgens drang der Hefegeruch aus der gegenüberliegenden Bäckerei bis in meine Träume. Außer sonntags wurden wir jeden Tag sehr früh vom Schubkarren des Bäckers geweckt, der über die Steine rumpelte, etwas später folgte der Lärm der Marktleute, die ihre Stände aufbauten. Die Watney Street war ein einziger Markt. Es roch nach fauligem Obst und Gemüse, nach altem Fisch und nach den zwei wuchtigen Fleischkarren, die vor der Metzgerei drei Häuser weiter standen, mit den abgeschnittenen Schweineköpfen zuoberst, die Schnauzen in die

Luft gereckt. Blut und Pökellake lief über den Gehweg in den Rinnstein, sammelte sich als Pampe unter den Karren und wurde tagtäglich überallhin getragen, in die Häuser, die Treppen hoch und bis in die Zimmer hinein. Meine Zehen glitschten in vertrauter Weise da durch, aber es war auf jeden Fall besser als der vollgeschissene Themseschlamm.

Fliegenfänger hingen über jeder Tür und jedem Karren. Alle waren schwarz und knubbelig von einer Million Fliegen, aber das änderte nichts. Die nächste Million tanzte fröhlich in der Luft und spazierte über die Kutteln, die der Metzgergehilfe morgens als Erstes so sorgfältig hauchdünn geschnitten und ins Schaufenster gelegt hatte. Doch nichts auch nur halb so schlimm wie Bermondsey, das nach Scheiße stank. Dass Bermondsey nach Scheiße stank, merkte ich erst, als wir an den Highway zogen. Ich war ja nur ein Kind. Ich dachte, Scheiße wäre der natürliche Geruch der Welt. Mir kamen die Watney Street und der Highway lieblicher und sauberer vor als alles, was ich bis dahin gekannt hatte, und erst später erfuhr ich zu meiner großen Überraschung, dass andere diese Gegend für ein absolut grausiges, stinkendes Loch hielten.

In der Watney Street konnte man alles kriegen. Unser Ende der Straße bestand aus Wohnhäusern, der Rest aus Geschäften und Kneipen, Marktstände gab es jedoch auf der gesamten Straße. Man bekam dort billig alte Kleidung, altes Eisen, altes Was-auch-immer. Wenn ich an den Ständen entlanglief, war ich auf Augenhöhe mit Kohlköpfen, unförmigen Kartoffeln, Schafsleber, Salzgurken, Kaninchenfellen, Zervelatwurst, Kuhhaxen und sanft gerundeten, schwellenden Frauenleibern. Die Menschen kamen in Scharen geströmt. Und die unterschiedlichsten Leute – ungehobelte, arme – wühlten sich durch die Berge von getragenen Schuhen und Lumpen, wusel-

ten wie die Ameisen, schubsten und drängelten und fluchten, grimmige alte Damen, Kinder wie ich, Matrosen, fröhliche Mädchen und trübselige Männer. Alle schrien. Das erste Mal, als ich mich da durchschob, dachte ich, verflixt, in diesem Dreck hier möchte ich nicht hinfallen, und als kleiner Junge konnte man leicht stürzen. Am besten, man blieb dicht bei den Karren, dann hatte man etwas zum Festhalten.

Ich ging gern für andere einkaufen. Entweder in Richtung Tower oder in Richtung Shadwell. Die Geschäfte waren alle samt vollgestopft mit Zeug aus dem Meer und von den Schiffen, und ich blieb nur zu gern vor den Schaufenstern stehen und lungerte an den Türen herum, um ein wenig vom Duft dieser Welt zu ergatteren. Weshalb ich, als unsere Vermieterin, Mrs Regan, mich eines Tages losschickte nach Pfeifentabak für Mr Reuben, der oben wohnte, auch mindestens eine halbe Stunde bis zum Tabakdock brauchte. Ich bekam von einer der Tabakhändlerinnen eine halbe Unze, träumte, wie immer, auf dem Rückweg vor mich hin und dachte mir deshalb nichts dabei, als ein blasses Mädchen mit einer kleinen Schwellung im Nacken ein Tablett mit Kämmen auf den Gehsteig fallen ließ und die Menschen mit einem Mal von der Straße verschwanden, wie von großen Schlünden in Hauseingänge und Seitengassen gesogen oder an Mauern gepresst. Meine Ohren nahmen das Verstummen des gewohnten Highway-Rhythmus, dieses plötzliche Schweigen, als hielten alle gleichzeitig den Atem an, gar nicht richtig wahr. Wie auch? Ich kannte den Highway ja nicht. Ich kannte nur dunkles Wasser und Blasen werfenden Unrat und kleine Brücken über Scheißebächen, die immer schwankten, ganz gleich, wie leichtfüßig man hinübersprang. Diese neue Gegend, diese Matrosenstadt, in der wir jetzt eine Weile hübsch und gemütlich leben werden, Jaffy,

mein Bub, wie mir die Mama erklärte, das Ganze hier, überhaupt alles war anders. Schon jetzt hatte ich Dinge gesehen, die ich noch nie gesehen hatte. In dem neuen Labyrinth aus engen Gassen wimmelte es von Gesichtern und Stimmen aus aller Welt. Ein brauner Bär tanzte brav an der Ecke neben dem Wirtshaus, das Sooty Jack hieß. Männer trugen Papageien auf der Schulter, herrliche Vögel, scharlachrot, dottergelb, leuchtend himmelblau. Ihre Augen blickten weise und halb amüsiert, ihre Füße waren schuppig. Über der Ecke Martha Street hing der schwere, parfümierte Duft arabischen Sorbets, und Frauen in Seidenstoffen, bunt wie die Papageien, lehnten in den Hauseingängen, Arme in die Hüften gestemmt, Busen so mächtig wie die Galionsfiguren der Schiffe an den Kais.

In Bermondsey waren die Schaufenster muffig. Wenn man mit dem Gesicht ganz nah heranging und hineinspähte, sah man alte Fliegenfänger, fahle Fleischstücke, staubige Kuchen und Zwiebelzöpfe, deren Schalen auf vergilbendes Zeitungspapier rieselten. Am Highway aber waren die Läden voller Vögel. Ganze Käfigstapel türmten sich übereinander, und in jedem drängten sich Geschöpfe, klein wie Spatzen, aber bunt wie Bonbons, rot und schwarz, weiß und gelb, violett und grün, und manche zart lavendelfarben wie die Adern auf einem Babyköpfchen. Es stockte einem der Atem, wenn man sie so dicht an dicht hocken sah, jeder Flügel gegen den des Nachbarn rechts und links gequetscht. Am Highway saßen grüne Sittiche auf Laternenpfählen. Kuchen und Torten glänzten, Schicht über Schicht, wie Juwelen hinter hohen Glasfenstern. Ein Schwarzer mit Goldzähnen und weißen Augen trug eine Schlange um den Hals.

Woher sollte ich wissen, was möglich war und was nicht? Und als mir dann das Unmögliche in all seiner Schönheit mit-

ten auf dem Ratcliffe Highway entgegengelaufen kam, wie hätte ich da wissen sollen, was zu tun war?

Natürlich hatte ich schon Katzen gesehen. Man konnte nachts in Bermondsey gar nicht schlafen, wenn sie über die Dächer schlichen und dabei ganz fürchterlich kreischten. Sie lebten in Horden, spazierten dürr und mit feurigen Augen über Plankenwege und Holzbrücken und kämpften mit Ratten. Aber diese Katze –

Die Sonne selbst war vom Himmel herabgestiegen und wandelte auf Erden.

So wie die Vögel in Bermondsey klein und braun waren und die meiner neuen Heimat groß und regenbogenfarben, so schienen auch die Katzen von Ratcliffe Highway einer Rasse anzugehören, die unseren mageren Nordufer-Miezen ganz und gar überlegen war. Diese Katze hatte die Größe eines kleinen Pferds, eine breite Brust, war kräftig-kompakt und rollte mächtig in den Schultern. Sie war golden, und das Muster, mit dem sie von oben bis unten so sorgfältig, so absolut perfekt bemalt war, erstrahlte im schwärzesten Schwarz der Welt. Ihre Tatzen hatten die Größe von Schemeln, ihre Brust war schneeweiß.

Ich hatte diese Kreatur schon irgendwo gesehen, als Bild auf einem Plakat in der London Street, jenseits des Flusses. Sie sprang da durch einen Feuerreifen, und ihr Maul war weit geöffnet. Ein Fabelwesen.

Ich kann mich nicht erinnern, einen Fuß vor den anderen gesetzt, das Kopfsteinpflaster unter den Sohlen gespürt zu haben. Die Katze zog mich an wie Honig die Wespen. Ich hatte keine Angst. Mit einem Mal befand ich mich vor dem göttlichen Gleichmut ihres Gesichts und sah ihr in die hellen, gelben Augen. Ihre Nase war ein Abhang aus samtigem Gold, ihre Nüstern waren rosa und feucht wie die eines Welpen. Sie zog

ihre dicken, weiß gepunkteten Lefzen hoch und lächelte, und ihre Schnurrhaare strotzten.

Ich fühlte plötzlich mein Herz viel zu weit oben klopfen, als wäre es eine kleine Faust, die hinaus ins Freie wollte.

Doch nichts auf der Welt hätte mich daran hindern können, die Hand zu heben und die breite, warme Noppe der Nase zu streicheln. Selbst jetzt noch spüre ich, wie herrlich diese Berührung war. Noch nie war etwas so weich und so rein gewesen. Ein Schauer durchzuckte ihre rechte Schulter, als sie ihre Tatze hob – größer als mein Kopf – und mich träge umwarf. Es war, als hätte mich ein Kissen gefällt. Ich fiel hin, tat mir aber nicht besonders weh, mir blieb nur die Luft weg, und danach war alles ein Traum. Es gab dann, wie ich mich erinnere, viel Geschrei und Gebrüll, aber es klang sehr fern, als wäre ich unter Wasser. Die Welt war auf den Kopf gestellt und floss in einem breiten Strom an mir vorbei, der Boden unter mir bewegte sich, meine Haare hingen mir in die Augen. Ich empfand eine Art Freude, das weiß ich noch – nichts, wozu das Wort Furcht gepasst hätte, nur Wildheit. Ich war im Rachen der Katze. Ihr Atem versengte mir den Nacken. Meine bloßen Zehen schleiften über den Boden, taten undeutlich weh. Ich konnte ihre Tatzen sehen, gelbbraun-orangefarben mit weißen Zehen, die über den Boden glitten, federleicht.

Ich weiß noch, dass ich durch turbulentes Wasser nach oben schwamm, erinnere mich an das Heulen von Millionen Muscheln, an eine endlose, zeitlose Konfusion. Ich war niemand. Namenlos. Nirgendwo. Dann kam ein Moment, in dem ich *begriff*, dass ich nichts war, und das war das Ende vom Nichts und der Beginn der Angst. Ich hatte mich noch nie so verloren gefühlt, auch wenn es noch viele Augenblicke der Verlorenheit

in meinem Leben geben sollte. Stimmen meldeten sich, drangen durch das allgemeine Geheul, ergaben keinen Sinn. Dann Worte – er ist tot, er ist tot, er ist tot, um Gottes willen – und, ganz plötzlich, harter Stein, kalt an meiner Wange.

Eine weibliche Stimme.

Eine Hand auf meinem Kopf.

Nein nein nein, seine Augen sind offen, sieh doch, er ist ...
Na bitte! Braver Junge, lass mich mal fühlen ... nein nein nein, alles in Ordnung mit dir ...

... er ist tot er ist tot er ist tot ...

... schön, da bist du ja, mein Sohn ...

... da bist du ja wieder ...

Und ich werde geboren. Sitze hellwach auf dem Gehsteig, blinzle verstört die Wirklichkeit an.

Ein Mann mit einem großen roten Gesicht und kurz geschnittenem gelben Haar hielt mich an den Schultern fest. Er starrte mir in die Augen und sagte immer und immer wieder: »Na komm, bist ein braver Junge – komm, bist ein braver Junge ...«

Ich musste niesen und bekam Applaus. Der Mann grinste. Jetzt bemerkte ich die große Menschenmenge, alle reckten die Köpfe, um mich zu sehen.

»Ach, du armes kleines Dingelchen!«, rief eine weibliche Stimme, und ich blickte hoch und sah sie ganz vorn in der Menge, eine erschrocken blickende Frau mit zerzaustem, drahtigem Haar und wild stierenden Augen, die durch flaschenbodendicke Brillengläser verschwommen und riesig wirkten. Sie hielt ein kleines Mädchen an der Hand. Die Menschenmenge kam mir vor wie lauter auf eine Tafel geschmierte Gesichter, hingeschmierte Gesichter mit schmutzigen Körpern, hier

und da ein farbiger Klecks, scharlachrot, grün, purpurn. Sie wogte sacht wie das Meer, die Menge, und meine Augen konnten sie nicht festhalten, sie verschwamm völlig, als hätten Tränen sie verwischt – obwohl meine Augen trocken waren –, sie schwamm und bebte und kieselte mit anschwellendem Lärm, bis irgendetwas meinen Kopf wieder wachschüttelte und ich deutlich – deutlicher, als ich jemals zuvor etwas gesehen hatte – das Gesicht des kleinen Mädchens erblickte, das ganz vorn in der Menge stand und die Hand seiner Mutter hielt, gestochen scharf vor einer Wolke aus Nebel.

»So«, sagte der große Mann, nahm mein Kinn in seine Faust und drehte mein Gesicht zu sich, damit ich ihn anschaute, »wie viele Finger, mein Junge?« Er hatte einen starken ausländischen Akzent. Seine andere Hand hielt er mir vors Gesicht, Daumen und kleiner Finger waren abgeknickt.

»Drei«, sagte ich.

Erneutes beifälliges Gemurmel der Menge.

»Braver Junge, braver Junge!«, sagte der Mann, als hätte ich etwas sehr Schlaues vollbracht. Er stellte mich auf die Füße, hielt mich aber noch an den Schultern. »Alles in Ordnung?«, fragte er und schüttelte mich sanft, »sehr brav, tapferer Junge. Guter Junge! Braver Junge! Allerbesten Junge!«

Ich sah Tränen in seinen Augen, die an den Lidrändern hängen blieben, was ich seltsam fand, da er so energisch lächelte und dabei eine vollkommen gleichmäßige Reihe kleiner, strahlend weißer Zähne zeigte. Sein breites Gesicht war ganz nah an meinem, weich und rosig wie gekochter Schinken.

Er hob mich hoch und drückte mich an sich. »Nenn mir deinen Namen, braver Junge«, sagte er, »und dann bringen wir dich nach Hause zu deiner Mama.«

»Jaffy Brown«, sagte ich. Ich merkte, dass mein Daumen in

meinem Mund steckte, und zog ihn rasch heraus. »Ich heiße Jaffy Brown, und ich wohne in der Watney Street.« Im selben Moment zerriss ein grässliches Geräusch wie von freigelassenen Jagdhunden, Höllendämonen, einstürzenden Bergen die Luft. Zeter und Mordio.

Das Rotgesicht donnerte: »Um Himmels willen, Bulter! Schaff ihn wieder in die Kiste! Er hat die Hunde gesehen!«

»Ich heiße Jaffy Brown«, rief ich, so deutlich ich konnte, denn inzwischen war ich wieder komplett zurück in der Welt und merkte, dass es in meinem Magen bedenklich rumorte. »Und ich wohne in der Watney Street.«

Ich wurde in den Armen des großen Mannes nach Hause getragen, als wäre ich ein Säugling, und unterwegs redete er die ganze Zeit mit mir: »Was sagen wir denn nun der Mami? Und was wird Mami sagen, wenn sie hört, dass du mit einem Tiger gespielt hast? Hallo, Mami, ich habe mit meinem Freund, dem Tiger, gespielt! Ich habe ihm einen Stups auf die Nase gegeben! Wie viele Jungs können wohl so was von sich behaupten! Wie viele Jungs spazieren die Straße entlang und treffen einen Tiger? Bist schon ein ganz besonderer Junge! Ein mutiger Junge! Einer unter zehn Millionen!«

Einer unter zehn Millionen. Als wir, einen Pulk Gaffer im Schlepptau, in die Watney Street einbogen, war mein Kopf längst auf die Größe der St.-Pauls-Kathedrale angeschwollen.

»Hab Ihnen doch gesagt, dass so was passieren kann, Mr Jamrach!«, kreischte die bebrillte Frau mit dem kleinen Mädchen, das nebenherhüpfte. »Und was ist mit uns? Was ist mit uns, wo wir neben Ihnen wohnen müssen?«

Sie sprach mit schottischem Schnarren, und ihre Augen funkelten wütend.

»Er war satt und schläfrig«, erwiderte der Mann, »hatte doch erst vor zwanzig Minuten reichlich gefressen, sonst hätten wir ihn doch nicht transportiert. Aber es tut mir leid, das hätte nicht passieren dürfen, und es wird auch nie wieder passieren.« Er wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Aber es bestand keine Gefahr.«

»Hat aber doch Zähne, oder?«, schrie die Frau. »Und Klauen?«

Worauf das Mädchen hinter seiner Mutter hervorguckte, einen Zipfel des getüpfelten Tuchs packte, das es um den Hals geschlungen hatte, und lächelte. Es war das erste Lächeln meines Lebens. Was natürlich eine absurde Behauptung ist. Ich war schon häufig angelächelt worden, vor nicht einmal einer Minute hatte mich gerade erst der große Mann angelächelt. Und trotzdem sage ich: Es war das erste Lächeln, weil es das erste war, das mich so direkt traf – wie eine dünne Nadel, die man nicht sieht. Dann stolperte das Mädchen, weil die Mutter etwas zu heftig an ihr gezogen hatte, und fiel der Länge nach hin, mit ausgebreiteten Händen und verzerrtem Gesicht. Sie brach in großes Geheul aus.

»O Gott«, sagte ihre Mutter. Wir ließen die beiden Jammernden am Straßenrand zurück und liefen an den Marktständen entlang zu unserem Haus. Mrs Regan saß oben auf der Treppe, rappelte sich aber hoch, als unser Trupp näher kam, und starrte uns mit offenem Mund an. Alle redeten auf einmal. Mama kam die Treppe heruntergeeilt, ich breitete die Arme aus, und Tränen stürzten mir aus den Augen.

»Nichts passiert«, sagte Mr Jamrach und legte mich ihr in die Arme. »Es tut mir so leid, Ihr Junge war ganz verängstigt. Furchtbare Sache – mit der Kiste war was nicht in Ordnung, ist ganz von Bengalen gekommen – hat mit seinem Hinterteil die Rückwand aufgedrückt ...«

Sie stellte mich auf die Füße, klopfte mich ab und sah mir scharf in die Augen. »Seine Zehen«, sagte sie. Sie war blass.

Ich betrachtete staunend die wachsende Menge.

Mr Jamrach langte in seinen Mantel und holte Geld heraus.

Nun war auch das Mädchen mit ihrer Mama wieder da. Sie hatte sich die Knie aufgeschürft und machte ein mürrisches Gesicht. Ich entdeckte Mr Reuben.

»Ich habe Ihren Tabak«, sagte ich und griff in meine Tasche.

»Schön, danke, Jaffy«, sagte Mr Reuben und zwinkerte mir zu.

Jetzt legte die Schottin wieder los, aber sie hatte die Fronten gewechselt und verteidigte Mr Jamrach nun als den großen Helden: »Hinterhergelaufen ist er! Hab so was noch nie gesehen! Hat ihn einfach so gepackt«, sagte sie und ließ die Hand des Mädchens los, um zu demonstrieren, wie er auf den Rücken des Tigers gesprungen und seine Kehle gepackt hatte. »Hat ihm die bloße Hand einfach ins Maul gesteckt. Tatsache. Einem wilden Tiger!«

Mama schien wie betäubt und ein bisschen einfältig. Sie ließ mich nicht aus den Augen. »Seine armen Zehen«, sagte sie. Ich sah an mir herunter, und sie bluteten, wo sie über die Steine geschleift worden waren, und bei dem Anblick spürte ich den Schmerz. Ich konnte fühlen, wo der Tiger meinen Krallen nass gemacht hatte.

»Verehrte liebe Frau«, sagte Mr Jamrach und schob Geld in Mamas Schürzentasche, »das ist der tapferste kleine Junge, der mir je begegnet ist.«

Er reichte ihr eine Karte mit seinem Namen drauf.

Wir aßen gut an jenem Abend, mir war nicht schlecht vor Hunger in der Nacht. Ich war sehr glücklich, ganz in Liebe zu

dem Tiger entbrannt. Sie wusch mir die Zehen mit warmem Wasser und rieb sie mit Butter ein, die sie von Mrs Regan hatte. Mr Reuben saß in unserem Zimmer und zog an seiner Pfeife, und sämtliche Nachbarn drängelten sich vor unserer Tür. Es war wie Jahrmarkt. Mama war ganz aufgedreht und erzählte allen immer wieder: »Ein Tiger! Ein Tiger! Jaffy ist von einem Tiger getragen worden!«

Der Tiger war mein Schicksal. Als unsere Wege sich kreuzten, wurde alles anders. Danach nahm meine Straße eine neue Richtung, einfach so, und auf ging es in die Zukunft. Es hätte nicht so kommen müssen. Nichts hätte jemals so kommen müssen. Mir hätte diese großartige Sache nicht passieren müssen. Ich hätte Mr Reubens Tabak nach Hause bringen und die Treppe zu meiner lieben Mama hinauflaufen können, und alles wäre völlig anders gekommen.

Die Visitenkarte stand an prominenter Stelle auf dem Kaminsims, direkt neben Mamas Haarbürste und einem Krug mit flaumigen schwarzen Federn, und als Mrs Regans Sohn Jud von der Arbeit nach Hause kam, las er sie uns vor.

Charles Jamrach, Naturforscher und Importeur von Säugetieren, Vögeln und Muscheln.

»Freundschaft ist eine Art Liebe.«

Ein Gespräch mit Carol Birch

Einige Elemente Ihres Romans »Der Atem der Welt« basieren auf wahren Ereignissen – wie sind Sie auf diese gestoßen?

Ich stieß auf Mr. Jamrach, seine Menagerie und die Geschichte eines achtjährigen Jungen, der auf einen entlaufenen Tiger zuing, als ich für ein früheres Buch recherchierte. Schon damals war ich fasziniert von diesem Teil Londons, Ratcliffe Highway, dem Viertel der Seefahrer. Dann, während ich an der Geschichte von Jaffys Kindheit arbeitete, las ich Berichte von Überlebenden eines berühmten Schiffbruchs, dem des Walfängers Essex. Die Besatzung der Essex war sehr jung. Der Schiffsjunge, der überlebte und später seine Memoiren schrieb, war erst 14. Viele an Bord waren kaum den Kinderschuhen entwachsen und wurden mit Extremsituationen konfrontiert, die alles überstiegen, was die meisten von uns je erleben werden. Und all das formte sich zu einer Geschichte.

Was fasziniert Sie an der Seefahrt?

Ein Schiff auf See ist eine kleine geschlossene Gesellschaft, Menschen sind auf Gedeih und Verderb zusammengeworfen. Das hat etwas Klaustrophobisches, doch zugleich

ist die Umgebung so grenzenlos und frei – eine interessante Kombination. Dazu kommt das Gefühl der Unvorhersehbarkeit, die Vorstellung, dass man auf dem Meer reitet wie auf einer gefährlichen Kreatur. Alles kann passieren. Das macht den Menschen demütig, auf dieselbe Art wie das Betrachten der Sterne.

Und was fasziniert Sie an Schiffbrüchigen?

Ein Schiffbruch macht alle gleich, er nivelliert die Unterschiede zwischen den Menschen. Es ist immer interessant, das Verhalten ganz unterschiedlicher Personen in Extremsituationen zu untersuchen: wer stark bleibt, wer zusammenbricht und wer plötzlich Eigenschaften an sich entdeckt, von denen er gar nicht wusste, dass er über sie verfügt. Ich habe bei meinen Recherchen festgestellt, dass sich Menschen in solchen Situationen meistens so gut umeinander kümmern, wie sie nur können – mit denkwürdigen Ausnahmen.

Ihr Roman wird oft mit Melville und Dickens verglichen – haben deren Bücher Sie beeinflusst?

Ich finde, mein Buch wird zu oft mit ihnen verglichen, damit fühle ich mich nicht wohl. Ich würde nicht sagen, dass Dickens und Melville mich als Autorin grundlegend beeinflusst haben, überhaupt neige ich nicht dazu, allzu sehr zu analysieren, was mich beeinflusst hat. Wer weiß, was sich auf einer unbewussten Ebene abspielt? Ich denke, es gibt eine Tendenz zu denken: viktorianisches London gleich Dickens, Walfänger gleich Moby Dick. Aber eigentlich schreibe ich wie keiner der beiden Autoren.

Glauben Sie, dass Bücher einem das Gefühl geben können, in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort zu leben?

Ja, wenn sie gut geschrieben sind. Mich haben einige Romane an andere Orte und in andere Zeiten versetzt – *Der Mann auf dem Esel* von Hilda Prescott, *Der riesige O'Brien* von Hilary Mantel, die *Ghormenghast*-Romane von Mervyn Peake, Carlos Fuentes' *Terra nostra*. Die fallen mir auf Anhieb ein, es gibt noch einige mehr. Sie alle erschaffen ganze Welten.

»Der Atem der Welt« fängt die Welt des neunzehnten Jahrhunderts vollendet ein – wie ist es Ihnen gelungen, dieses Jahrhundert derart lebendig zu beschreiben?

Ich hatte bereits ein Bild dieser Zeit im Kopf, aus all den Büchern und Filmen, die ich von klein auf gelesen beziehungsweise gesehen habe. Wir alle haben diese Bilder im Kopf. Darüber hinaus habe ich viel recherchiert und mich für die Dauer des Schreibens einfach in alles, was die Geschichte ausmacht, hineinversetzt. Das und Fantasie.

Jaffy und Tim sind beste Freunde, eine Freundschaft, die zu Beginn nicht ganz einfach ist und die harte Prüfungen bestehen muss. Was meinen Sie: Was kann wahre Freundschaft aushalten?

Es macht echte Freundschaft geradezu aus, dass sie sehr vielem standhalten kann. Es gibt so viele wahre Geschichten, die davon handeln, wie beispielsweise Menschen im Kampf ihr Leben für ihre Freunde riskieren. Freundschaft ist eine Art Liebe.

Glauben Sie an die Kraft der Freundschaft?

Absolut.

Gefährliche Tiere spielen eine große Rollen in Ihrem Roman – mögen Sie Tiere?

Und wie! An mir ist ein Zoowärter verloren gegangen. Ich wäre rundum glücklich gewesen, mich mein Leben lang um Tiere zu kümmern. Ich würde es jedoch vorziehen, sie in freier Wildbahn zu wissen.

Carol Birch, geboren 1951, hat bereits mehrere Romane veröffentlicht und wurde u.a. mit dem David Higham Award ausgezeichnet. Mit *Der Atem der Welt* stand Birch auf der Shortlist des Man Booker Prize 2011. Birch lebt in Lancaster.



Foto: Darren Andrews

Ein mitreißendes Abenteuer
über das Erwachsenwerden
und die wunderbare Kraft der
Freundschaft, die selbst das
Unfassbare überdauert

Als der achtjährige Jaffy Brown 1857 in London einem entlaufenen Tiger furchtlos gegenübertritt, nimmt das Schicksal seinen Lauf, führt ihn in eine fremde, verheißungsvolle Welt voll exotischer Schönheit, wilder Tiere und wundersamer Geschöpfe. Jaffy folgt seiner Sehnsucht nach der Weite des Meeres: Mit seinem besten Freund Tim heuert er auf einem Walfänger an, der sie auf eine abenteuerliche Reise führt, tief hinein in die Stürme des Indischen Ozeans. Und schließlich an die Grenzen der Welt und ihres Menschseins.

»Eine phantasievolle Tour de Force, die den Anblick und die Gerüche Londons im 19. Jahrhundert genauso heraufbeschwört wie die Wildheit des Meeres.«

The Times

www.insel-verlag.de/birch

